

Z

Magazin

Die letzte Tür

Ruth Karmin hat lebenslang Menschen bis zum Tod begleitet. Ihre eigene Sterbezeit nannte sie „Abflugzone“

Sorge um die Seele

Gespräch mit Christa Scholz,
Seelsorgerin im Hospiz Köpenick

Musik von Anfang bis Ende

Der Förderverein beneficio e.V. hat
einen Kulturkalender der Extraklasse
organisiert. Leidenschaft trifft guten Zweck





DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick

Gestern bin ich gestorben. Das hat vier Stunden gedauert. Einen Tag zuvor hatte ich meinen letzten Kaffee. Das waren zehn Minuten. Davor jedoch hatte ich das ganze Leben. *Martha Ritter*



Prof. Dr. med. Stefan Kahl ist Chefarzt der Klinik für Innere Medizin – Schwerpunkt Gastroenterologie, Hämatologie und Onkologie, Nephrologie der DRK Kliniken Berlin | Köpenick, Initiator des Hospizes Köpenick und Vorsitzender des Fördervereins beneficio e.V.



Mehr zum Hospiz-Kulturkalender für die zweite Jahreshälfte 2018 auf Seite 20 und unter www.hospiz-koepenick.de

Musik ist Leben

Klassik, Pop, Jazz, Elektro – die Musik hat viele „Gesichter“. Das ist deshalb spannend, weil Töne und Tonlagen scheinbar begrenzt sind, Melodien und Arrangements jedoch unendliche Gestaltungsvielfalt bieten. Zu den bekannten Liedern gesellen sich neue Stücke. Und zu denen wieder andere Werke. Vielleicht begleitet uns deshalb die Musik unser ganzes Leben lang. Es wäre also ganz und gar nicht zu verstehen, wenn am Lebensende ausgerechnet die Musik verstummte. Ein Song des erfolgreichen Deutschpoeten „Casper“ – mit bürgerlichem Namen Benjamin Griffey – verheißt: „Alles endet, aber nie die Musik“. Ein eigenartiger Gedanke: Egal, was passiert, die Musik spielt. Klingt nach Titanic, auf der zumindest der Legende nach die Bordkapelle bis zum Untergang des Schiffes musizierte. Musik liegt in der Luft, in guten und sorgenvollen Zeiten gleichermaßen. Von der Geburt bis zum Tod. Man kann es auch anders sehen: Leben ist Musik, Musik ist Leben. Lauthals, gewaltig, opulent. Oder zart und fein wie ein Spinnenfaden.

Solch eine bunte, intensive und gleichzeitig sanfte Klangmischung haben wir für Sie in Form von Interviews, Reportagen und kleinen Essays in diesem Heft zusammengestellt. Eine tragende Rolle spielt die Musik auch bei einer Reihe von Benefiz-Konzerten und kulturellen Veranstaltungen zur Unterstützung der Hospizarbeit, zu denen wir Sie sehr herzlich einladen. Sollte ein Lied tatsächlich eine Brücke sein, wie es die Jazzikone Joy Fleming 1975 beim Eurovision Song Contest in Stockholm besang, so baut unser Hospiz-Team gemeinsam mit dem Förderverein beneficio e.V. und den DRK Kliniken Berlin | Köpenick eine klingende Brücke zu Ihnen, unseren Leserinnen und Lesern. Sie haben uns ermutigt, den Hospizgedanken nicht nur „im stillen Kämmerlein“ zu leben, sondern unsere Überzeugungen mit persönlichem Engagement und jeder Menge Herzblut in die Region zu tragen – ganz besonders mit Musik.

Ihr Stefan Kahl

Inhalt

Telegramm 4 | Kurzinterview mit Karin Lietz 5 | Interview mit Seelsorgerin Christa Scholz 6 | Vor Ort Stille 10 | Stunde 11 | Reportage 14 | Momentaufnahme 16 | Sichtweise 18 | Musik und mehr – Veranstaltungskalender 20 | Ein Tag im Hospiz 22 | Erfahrung 23 | Zuletzt 24 | Spenderinnen und Spender 25 | Infotafel 26 |



Auftakt zur Benefiz-Konzertreihe

Leidenschaft pur für das Hospiz Köpenick



*Mit einem Hospiz verbinde ich Sterben, Tod und Traurigkeit. Bei diesem Konzert war das Gegenteil der Fall: Ich habe hier pure Lebenslust erlebt.
Barbara Diensmann (Köpenick)*

Der Ratssaal im Historischen Friedrichshagener Rathaus in der Bölschestraße füllte sich zum Auftakt der Hospiz-Benefizkonzertreihe a°-Musik mit ausgesprochen fantastischen Melodien des Trio Lirico.

Musik, Gespräche, Begegnungen

Geigerin Franziska Pietsch, Bratschistin Sophia Reuter und Cellist Johannes Krebs – das Trio Lirico – erzählten mit ihren Instrumenten atemberaubende, anrührende und bisweilen lautstarke und chaotische Geschichten. Besonders die Instrumente der alten italienischen Geigenbauerfamilie Testore und die perfekte Spielweise des Trios sorgten für eine temperamentvolle und zugleich poetische Tonmalerei, die wohl auch im ehrwürdigen Ratssaal so häufig nicht zu hören sein dürfte. In der Konzertpause und nach langanhaltendem Schlussapplaus im nahezu voll besetzten Ratssaal nutzten die Gäste Zeit und Gelegenheit, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Denn dazu sollen die Benefizkonzerte der a°-Musik, die Podien, ein Filmabend und eine spätsommerliche Bikertour auch dienen: Den Hospiz-Gedanken in der Region zu verankern.

Dankbarkeit von Anfang bis Ende

Dankbar war der Vorsitzende des Hospiz-Fördervereins beneficio e.V., Professor Dr. med. Stefan Kahl, für die Mög-

lichkeit, regelmäßige Veranstaltungen für das Hospiz im Historischen Rathaus organisieren zu dürfen. „Der Ort strahlt einen geheimnisvollen Charme aus, der ganz ausgezeichnet zu klassischer Musik passt“, sagte Kahl und machte in seiner Begrüßung allen Gästen deutlich, dass Musik in jeglicher Lebenslage – von Anfang bis zum Ende – eine große Rolle spielt. Der Förderverein möchte mit einem abwechslungsreichen Kulturprogramm unter anderem dafür sorgen, das gerade am Lebensende die Musik nicht verstummt. Denn nichts anderes bedeutet das Signet a°: Von Alpha bis Omega, von Anfang bis Ende.

Ein Lächeln steckt an

Wir wünschen uns ein Lächeln im Gesicht. Nicht nur, wenn Leben entsteht und geboren wird. Oder mittendrin, in den besten Jahren sozusagen. Besonders am Lebensende kann ein Lächeln die Welt bedeuten. Ein Lächeln für Sterbende. Und für alle Angehörigen, die mit Trauer umgehen müssen. Ein Lächeln – nicht nur wegen der ausgeschütteten Endorphine oder aller anderen positiven Nebenwirkungen. Ein Lächeln steckt an, es ist das schönste Erkennungszeichen unter uns Menschen und eine gute Verbindung, gerade in der Not.

Alle Veranstaltungen des Fördervereins beneficio e.V. finden Sie im Kalender des Webportals: www.hospiz-koepenick.de



Sozialarbeiterin Karin Lietz

Erster Hospiz-Geburtstag

Döstädning und Hyggebukser

Vor einem Jahr wurde das Hospiz Köpenick eröffnet. Karin Lietz – als Sozialarbeiterin Ansprechpartnerin für Gäste und Angehörige – über Erinnerungen und die schwedische Kunst des Ordners.

An welche Begebenheiten im zurückliegenden Jahr erinnern Sie sich besonders?

Ich habe viele berührende Erinnerungen aus dem zurückliegenden Jahr, darunter sind traurige und fröhliche Erinnerungen. Sie halten die Balance, was ich sehr wichtig finde. Im zurückliegenden Jahr gab es vielen Situation, die wir als Team zum ersten Mal erlebt haben. Der erste Gast, der verstorben ist, unsere erste Erinnerungsfeier, die erste Trauung.

Hat sich durch die Arbeit im Hospiz Ihre Sicht auf das eigene Leben verändert?

Ich habe aus der Arbeit hier im Hospiz zwei wesentliche Dinge für mich gezogen: Familie und Freunde sind wichtig, gerade wenn es um die Begleitung in der letzten Lebensphase geht. Ich meine hiermit wirklich „im Guten wie im Schlechten“, einfach bedingungslos. Denn was zählt ist Nähe, eine Umarmung, ein Blick. Menschen, die mich halten, wenn ich körperlich und seelisch am Boden liege. Von Familie und Freunden begleitet gehen zu dürfen, ist ein kostbares Geschenk. Natürlich ist mir bewusst, dass ich den letzten Schritt alleine gehen muss. Aber in dem Gedanken, nicht allein zu sein, liegt ein tiefer Trost.

Wir verschwenden so viel Lebenszeit mit nichtigen Dingen und das Schicksal schlägt immer unangekündigt zu. Leider

ist es so schwer, bewusst zu leben und vielleicht macht dies ja gerade die Leichtigkeit des Seins aus! Ich habe natürlich kein Patentrezept. Aber ich habe gemerkt, dass ich in einigen Situationen gelassener reagiere als zuvor und ich erfreue mich an Wörtern. Kennen Sie Hyggebukser oder Döstädning? Nein? Auf beide Begriffe und ihre Bedeutung bin ich hier bei meiner Arbeit im Hospiz gestoßen.

Hyggebukser sind „gemütliche Hosen“, die Bezeichnung kommt aus Dänemark. Döstädning ist eine schwedische Tradition – eher eine große Kunst – die Dinge des Lebens zu ordnen. Dabei wird Wichtiges von angesammeltem Ballast getrennt. Übrig bleibt, was man unbedingt weitergeben möchte. Vor allem soll das den Hinterbliebenen helfen, die wesentlichen Erinnerungen zu bewahren.

Was wünschen Sie dem Hospiz zum Geburtstag?

Das Hospiz ist ein guter Ort, der von den Menschen geprägt wird, die hier arbeiten und wirken, ebenso wie von den Menschen, die wir als Gäste aufnehmen. Wir haben uns in diesem einen Jahr im Bezirk, in der Stadt und im Brandenburger Umland bekannt gemacht. Ich wünsche uns, dass die Lebensfreude immer ein zentraler Gedanke bleiben möge. Denn die Hospizarbeit beinhaltet Sterbebegleitung und praktische Lebenshilfe – für Gäste und Angehörige.

Seelsorge

Wie viel Tod kann ich ertragen?

Die letzte Wegstrecke der Gäste im Hospiz Köpenick – ein Interview mit der Krankenseelsorgerin Christa Scholz.

Was bedeutet Seelsorge?

Drehen wir das Wort herum und trennen es: Sorge (für die Seele. Das klingt gut! Bleibt die Frage – was für ein Organ ist die Seele? „Die Seele ist das, was jeden einzelnen Menschen zum Menschen macht: sein geistiges Lebensprinzip, sein Innerstes. Die Seele bewirkt, dass der materielle Körper ein lebendiger, menschlicher Leib wird. Durch seine Seele ist der Mensch das Wesen, das „Ich“ sagen kann und als unverwechselbares Individuum vor Gott steht.“ So jedenfalls steht es in einem Jugendkatechismus. Der Kirchenlehrerin Teresa von Ávila wird der schöne Satz zugeschrieben: „Tu deinem Leib etwas Gutes, damit die Seele Lust hat, darin zu wohnen.“ Blicke ich auf beide Zitate, ergibt sich für meinen Dienst im Hospiz eine Deutung von Seelsorge: Wenn ich selbst nicht (mehr) in der Lage bin, mich darum zu kümmern, dass mein Körper ein lebendiger, menschlicher Leib sein kann, brauche ich jemanden, der sich um die Seele sorgt, damit beides wieder in den Einklang zurück finden kann. Ich brauche jemanden der erkennt, was hinter einem kleinen Symbol oder

scheinbar nebensächlichen Worten gemeint sein könnte. Es ist mir wichtig, dem geschundenen Körper, dem kranken Menschen den Wert seines Lebenswerkes in Erinnerung zu rufen.

Haben Sie ein Beispiel?

Manchmal, wenn ein Gast erzählt, er hätte kein schönes oder kein besonderes Leben gehabt, gibt es beim gemeinsamen Hinsehen doch auch Sternstunden. Aber sie erscheinen ihm so klein, so selbstverständlich. Angestrahlt beginnen sie zu leuchten. Seelsorge ist die Sicht auf den ganzen Menschen, ist ganzheitlich.

Was hat Sie bewogen, Seelsorgerin zu werden?

In meinem „ersten Leben“ war ich Bibliothekarin in der wissenschaftlichen Bibliothek der Ingenieurhochschule Cottbus. Ich habe zu DDR-Zeiten in Leipzig, an der Deutschen Bücherei, Wissenschaftliches Bibliothekswesen studiert. Abgesehen davon, dass es ein sehr „trockenes Studium“ war, war es

auch extrem „rot eingefärbt“. Das entsprach weder meinen Vorstellungen und schon gar nicht meiner religiösen Einstellung. Meine Eltern waren konsequente katholische Christen und haben meine Schwestern und mich in diesem Sinn erzogen.

Vor diesem Hintergrund wurde mir meine Bibliothek zu eng. Ich spürte, dass ich noch etwas anderes mit meinem Leben anfangen möchte und so begann ich neben der Arbeit mit einem theologischen Fernstudium. 1981 kündigte ich meine Anstellung in der Bibliothek und zog nach Berlin. Mein „zweites Leben“ begann.

Sie kamen Ihrer eigentlichen Bestimmung näher – was waren Ihre Aufgaben?

Ich wurde Mitarbeiterin in der Kirchengemeinde „St. Nikolaus“ und in der katholischen Studentengemeinde. Mit dem Abschluss der Studienkurse, Praktika und diverser Weiterbildungen war ich „meiner Bestimmung“ nahe: die Arbeit mit Kindern und Erwachsenen. 1983 führte mich mein Weg nach Berlin-Köpenick und ich arbeitete als Gemeindeferentin in der katholischen Kirchengemeinde St. Josef. Später erweiterte sich mein Wirkungsbereich auf Friedrichshagen, Schöneeweide, Johannisthal, Adlershof, Altglienicke und Bohnsdorf. Meine Aufgaben waren bunt und vielfältig: Religionsunterricht, Sakramenten-Unterricht, Kinderfreizeiten, Krippenspiele, Frauenseelsorge, Rentengruppen und -fahrten, Gottesdienste und ab 2004 auch schon Krankenseelsorge in den DRK Kliniken Berlin | Köpenick.

Gab es in der Ausbildung/während des Studiums Zweifel, anderen Menschen oder Ihrer gesamten Seelsorgeaufgabe nicht gerecht werden zu können?

Was heißt „nicht gerecht werden zu können“? Ich glaube, kein Mensch kann das stemmen! Zeigen Sie mir die Person, die anderen Menschen und den gesamten Aufgaben immer gerecht werden kann. Ich bin eine Perfektionistin und das schließt schon einmal aus, dass ich nicht auch an mir zweifle. Meine ärgsten Zweifel hatte ich in meiner Jugendzeit. Da habe ich Gott und die Welt angezweifelt und ich war ziemlich sauer, dass ich in eine christliche Familie hineingeboren worden war. Ich fand es ungerecht Gebote halten zu müssen, wo doch allen Menschen das ewige Leben bei Gott zugesagt ist. Zum Glück hatte ich zu dieser Zeit in meinem Gemeindepfarrer einen sehr guten Gesprächspartner und Seelsorger. Er hat meine Zweifel nicht klein geredet. Er hat mir Mut gemacht, ein zweifelnder Mensch zu bleiben. „Ja-Sager“ gäbe es schon ausreichend.

Wie wird Ihre Arbeit im Hospiz-Team aufgenommen?

Aus meiner Sicht bin ich angekommen und angenommen. Das eine oder andere Gespräch der Mitarbeitenden bestärkt

mich in meiner Annahme. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich die Älteste in einem Team. Das musste ich erst einmal verinnerlichen. Damit kann ich aber gut leben. Für meine Aufgabe als Seelsorgerin im Hospiz empfinde ich „Lebenserfahrung“ segensreich.

Im Hospiz gibt es Pflegestandards und vielleicht auch noch andere – Seelsorge gehört nicht unbedingt zum Standard. Obwohl ich vermute, dass nicht alle Mitarbeitenden Ahnung von meiner Profession hatten oder haben, bekomme ich wertvolle Hinweise und sie legen mir den einen oder anderen Gast ganz besonders ans Herz. Auch wenn die Gespräche der Gäste mit mir vertraulich sind, ist es mir möglich, eine Bitte oder Beobachtung an das Team zu geben. Hospizarbeit ist Teamarbeit in allen Bereichen – Putzen, Küche, Sozialarbeit, Pflege, Seelsorge – das ist eine wunderbare Erfahrung.

Wie nehmen die Gäste Ihr Seelsorgeangebot an?

Die Gäste ziehen in ein unkonventionelles Haus. Viele haben keinen religiösen Hintergrund, und dennoch sagt Frau R.: „Ich habe mein Leben gelebt. Mein Mann wartet da oben!“ Ich verstehe meinen Dienst als offene, nicht vereinnahmende Seelsorge. Meine Frage ist: Aus welchem Geist heraus, aus welcher Sicht der Welt heraus, gestalten die Menschen ihr Leben und bewältigen Krankheit und Sterben? Frau L. zieht in unser Haus und Karin Lietz, die Sozialarbeiterin, zeigt ihr die Räumlichkeiten. Dabei treffen wir uns. Ich werde vorgestellt und Frau L. sagt: „Sehr erfreut. Sie können mich ja besuchen, aber nur, wenn sie mich nicht bekehren wollen.“ Später stellt sich heraus, sie ist evangelische Christin, auf dem Papier, aber irgendwo auch noch tief in ihrem Herzen.

Ich besuche Frau S., evangelische Pastorentochter. Sie ist tieftraurig, weil sie meint, in ihrer Krankheit Gott verloren zu haben. Mein Gottvertrauen sieht es anders: Er lässt sie nicht aus seinen Händen. Diese Zusage gab ihr Kraft und wir konnten gemeinsam das wunderschöne Lied von Paul Gerhard singen: „Geh aus mein Herz und suche Freud“. Das katholische Berlin ist nicht sehr groß und so ist es, dass ich die katholischen Gästen fast alle persönlich kannte und kenne, sie sind wo etwas wie „alte Bekannte“. Das ist für beide Seiten nicht die schlechteste Erfahrung. Wir haben Gottesdienste gefeiert und ich konnte ihnen die geistliche Stärkung der Kommunion bringen. Auch hier sage ich: Aus meiner Sicht bin ich angekommen und angenommen.

Ist das bei den Angehörigen der Gäste anders?

Viele Angehörige sind in einem Ausnahmezustand. Manche können sich nicht damit abfinden, dass das Leben des Lieben zu Ende geht. Manche kümmern sich aufopferungsvoll, manche haben Berührungängste. Sie sind sprachlos oder haben

enormen Redebedarf. Mit vielen Angehörigen ergeben sich Gespräche am Bett des Gastes, manchmal im Foyer. Nicht selten verabreden wir uns, um ausführlich reden zu können. Auch hier erweist sich Teamarbeit als segensreich. Es sind die Sozialarbeiterinnen und die Pflegenden, die zuerst Kontakt mit den Angehörigen bekommen.

Sind Zuwendung, Zuspruch und Trost allein Aufgabe der Seelsorger oder können wir alle Seelsorge leisten?

Natürlich kann jeder Mensch Trösten, Zuwendung schenken und beratend zur Seite stehen. Für mich bedeutet Seelsorge aus der gläubigen Lebenseinstellung, die in jedem Menschen vorhandene Beziehung zu Gott anzusprechen. Da aus der christlichen Sicht jeder Mensch in einer Beziehung zu Gott steht, bedeutet Seelsorge für mich auch diese Seite im Menschen zum Klingen zu bringen. Natürlich sollte es so sein, ohne dem anderen etwas einzureden oder ihn in seiner philosophischen Orientierung zu beeinflussen.

Hat sich die Methode der Sorge um den Menschen für Sie im Verlaufe Ihres Berufslebens verändert?

Wenn ja, wie?

Als Gemeindeferentin ist man Basisarbeiterin. Ich sage immer, wenn wir nicht gute Arbeit für und mit den Menschen aller Altersgruppen in den Gemeinden leisten würden, gäbe es keine Bischöfe mehr. Was bräuchte man einen Hirten ohne Herde. In den Gemeinden war ich Motor, Ideengeberin, Bremse, Prellbock, Trösterin, Reiseleiterin, Seelsorgerin. Vieles gleichzeitig und auch nicht gerade langsam. Während der Krankenseelsorgeausbildung sollten wir aus Ton ein Symbol von unserem Verständnis von der (damals) zukünftigen Tätigkeit erarbeiten – ich formte ein Herz mit Ohren. Meine Inspiration war ein Lied, das ich sehr gern mit den Kindern der Gemeinde gesungen hatte und meinem Verständnis von Krankenseelsorge.

Und im Hospiz Köpenick?

Im Hospiz habe ich eine ganz neue Erfahrung machen dürfen. Die Vorbereitung der ersten Erinnerungsfeier lag in meiner Verantwortung. Ich bewegte mich auf völlig neuem Terrain – eine Feier in der Intention der Erinnerung, aber kein Gottesdienst. Das Hospiz ist nicht konfessionell ausgerichtet, ich bin aber als katholische Seelsorgerin hier.

Wir gedachten der Verstorbenen, die Nichtchristen und Christen waren und so war es mir ein Anliegen, auch Elemente eines Gottesdienstes in die Feier zu integrieren. Begleitende Klarinettenmusik und Fürbittengebete bildeten den Rahmen für das Entzünden der Kerzen für die Verstorbenen. Die vorbereiteten Texte und die Kerzenzeremonie wurde aus dem Team heraus getragen und so wurde unsere erste Erinnerungsfeier sehr würdig.

Wird Ihr Seelsorgeangebot auch abgelehnt? Zum Beispiel, weil man glaubt, Mitglied einer Kirche oder Religionsgemeinschaft sein zu müssen?

Es ist, wie Sie sagen, ein Angebot und keine Verpflichtung. Ich musste lernen, dass etwa Ablehnung nichts mit meiner Person, sondern mit meiner Tätigkeit zu tun hat. Aber es war nicht so, weil man glaubte, Mitglied einer Kirche oder Religionsgemeinschaft sein zu müssen, sondern weil man sich erinnerte, einmal dazu gehört zu haben. Verletzungen, enttäuschte Erwartungen, veränderte Lebenssituationen hatten einen Rückzug oder Austritt zur Folge und so löste mein Besuch dann Verwunderung aus.

Manchmal aber wird aus einer Ablehnung eine Begleitung bis ans Lebensende?

Bisher zwei Mal: Beim ersten Mal wurde mir bei der Dienstübergabe mitgeteilt: „Frau K. wünscht keine Seelsorge.“ Beim zweiten Mal stand es bei dem Gast an der Tafel im Dienstraum. Dann ist es so, dachte ich mir. Ich gehe wie immer durch die Zimmer, spreche mit den Gästen, komme in das Foyer – am Esstisch sitzen neue Gäste und trinken Kaffee. Ich setze mich dazu, stelle mich vor, wir kommen ins Gespräch und mir wird klar, das ist Frau K., die kein Gespräch mit „der Seelsorge“ wünscht. Zu spät, ich habe sie bis in den Tod begleiten dürfen. Aus der ersten Begegnung heraus ergab sich eine Begleitung auf der letzten Wegstrecke.

Welche Seelsorge erfahren Seelsorger im Allgemeinen? Woher nehmen Sie persönlich Kraft und Motivation für Ihren Alltag?

Im Allgemeinen gibt es die Möglichkeit der Supervision und Exerzitien (geistliche Übungen). Es gibt Tagungen und Weiterbildungen, speziell für die Krankenseelsorge, aber auch solche für alle pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Erzbistums Berlin.

Meine persönliche Kraft und Motivation entnehme ich der Freude am Leben, am Feste feiern und an schönen Dingen. Am Töpfern, dem regelmäßigen Mitfeiern von Gottesdiensten, dem täglichen Lesen von geistigen Impulsen und nicht zuletzt aus der Freude am Jahreskreis im Garten, inklusive der notwendigen Arbeiten oder einer Tasse Kaffee und einem Buch an einem Ruheplatz.

Bei welchen Gelegenheiten reden Sie sich etwas von der Seele?

Ich habe eine liebe Familie, zu der ein Pfarrer gehört und einen langjährigen Freundeskreis, zu dem zwei Psychologinnen gehören – da ergeben sich, bei Bedarf, Gelegenheiten zum Reden. Das, worüber ich nicht reden möchte, vergrabe ich im Herzen und im Garten. Und dann habe ich ja noch meine Kladden, aus denen nie ein Buch werden wird.



Christa Scholz: „Meine **persönliche Kraft** entnehme ich der Freude am Leben.“

Können Sie sich noch an besonders intensive Gespräche im Hospiz Köpenick erinnern?

Natürlich erinnere ich mich an viele intensive Gespräche, aber an dieses eine ganz besonders: Am 23. Mai 2017 war mein erster Arbeitstag im Hospiz. Einen Tag später bat mich Schwester Ute, Frau M. zu besuchen, sie bräuchte unbedingt „Gespräche mit der Seelsorge“ und sie hätte den Wunsch, mit meiner Hilfe Briefe an ihre beiden Töchter zu schreiben. In den nächsten Tagen habe ich sehr viel zugehört und wir hatten intensive Gespräche, aber für die Briefe war für Frau M. noch nicht bereit und an manchem Tag zu schwach. Sie hatte noch so viel Lust auf Leben! Mir dagegen wurde bange, erlebte ich doch im Hospiz, wie schnell die Kraft schwinden kann. Wir verabredeten uns für den 7. Juni, einen Tag vor ihrem 55. Geburtstag. Ich brachte Papier und Stifte mit. Sie diktierte den Briefanfang, dann wurde es eher ein Erzählen. Daraus formulierte ich Sätze – sie fand sie gut oder sagte: „Nee, klingt nicht nach mir.“ Es war für uns beide ein unglaublich anstrengendes und berührendes Miteinander.

Haben die Töchter die Briefe erhalten?

Am 15. Juni ist sie eingeschlafen. Als die Töchter zur Verabschiedung kamen, haben wir geweint und gelacht, geschwiegen und geredet. Ich habe ihnen die Briefe überreicht und

erzählt, wie es dazu kam. Was mich persönlich noch immer sehr anrührt ist, dass es mir möglich war, dem Partner der einen Tochter auf eine für ihn wichtige Frage, die er Frau M. nicht mehr stellen konnte, eine Antwort geben zu können.

Wenn Sie ein Buch schreiben würden, was wäre das Thema?

Ich habe in Gedanken viele Bücher geschrieben, sogar verschiedene Kladden angelegt. Bei der Sintflut an Veröffentlichungen wartet kein Mensch auf mein Buch. So wird es bei den Kladden bleiben. In der Bibel, im Buch Kohelet, steht: „Alle Dinge sind rastlos tätig, kein Mensch kann alles ausdrücken, nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, nie wird ein Ohr vom Hören voll. Was geschehen ist, wird wieder geschehen, was man getan hat, wird man wieder tun: Es gibt nichts Neues unter der Sonne“.

Braucht unsere Gesellschaft, brauchen wir alle mehr Seelsorge?

Ja, unbedingt! Haben Sie nicht auch das Gefühl: Die Zeit ist so schnelllebig, sinnfrei und oberflächlich, die Seele kommt gar nicht hinterher? In den Medien wird über den Werteverfall diskutiert und geschrieben. Welche Werte verfallen, wem sind sie bekannt? Viele Menschen sind ausgebrannt und müde, fühlen sich als Hamster im Laufrad.

Zeit zum Innehalten?

Ja, unbedingt müssen wir Menschen gegenseitig auf uns achten und trösten und helfen! Manchmal staune ich, wie hilfsbereit Menschen sind, wenn es um Menschen am anderen Ende der Welt geht. Stehen sie dann vor der Tür oder sind Nachbarn in Not, sieht es oft ganz anders aus.

Es wäre so einfach, würden wir alle das Hauptgebot, das Jesus benannt hat, kennen und uns daran halten: Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst!

Das gilt auch für Kirchenferne?

Für alle, die nichts mit der Bibel oder dem christlichen Glauben anfangen können, kann es heißen: Wenn wir den Menschen mit all seinen Stärken und Schwächen in den Mittelpunkt rücken würden und nicht die Herkunft, das Bankkonto, die gesellschaftliche Position, die Religion oder die Hautfarbe, wäre es ein Schritt in die richtige Richtung. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: „Viele kleine Leute, an vielen kleinen Orten, die viele kleine Dinge tun, werden das Angesicht der Erde verändern“. Ob mit oder ohne Glauben – seien wir viele kleine Leute ...

Das ungekürzte Interview mit Krankenseelsorgerin

Christa Scholz können Sie im Webportal des Hospizes Köpenick lesen: www.hospiz-koepenick.de



”

Für einen
Moment ist Stille
wirklich greifbar

Für die Ewigkeit

Der Architekt und Künstler Martin Stachat schuf für den neu konzipierten Raum der Stille im Hospiz Köpenick ein beeindruckendes und überraschendes Kunstwerk.

Martin Stachat ist aufgeregt. Vielleicht auch erwartungsfroh, aber aufgeregt trifft es besser. In wenigen Augenblicken wird der von ihm gestaltete Raum der Stille im Hospiz Köpenick eröffnet und im wahrsten Sinne des Wortes der Öffentlichkeit übergeben. Der Berliner Architekt hat nicht nur zig Häuser geplant und gebaut, sondern auch eine Kirche in Berlin-Köpenick saniert, ein Pflegeheim in Bad Salzung und einen Aussichtsturm in der Uckermark konstruiert. Sein Meisterstück allerdings ist in Rüdersdorf bei Berlin zu besichtigen. Im dortigen Museumspark hat er unter anderem die sogenannte Schachofenbatterie auf Vordermann gebracht, die seither einem beeindruckendem Sakralbau gleicht. Manche würden sagen, was Stachat hier erreicht hat, sei sensationell. Fakt ist, dass der von ihm sanierte Bereich zu den eindrucksvollsten Industriedenkmalern Deutschlands zählt und dem einstigen Kalk- und Bergwerk alle Ehre erweist.

Der Raum der Stille ist – gemessen am benachbarten Foyer des Hauses – nicht eben riesig. Durch seine breite Fensterfront, die den Blick auf das Atrium freigibt, wirkt er jedoch

viel größer und je nach Tageszeit unterschiedlich hell. Mit genau dieser Eigenschaft spielte Martin Stachat und schuf ein plastisches Kunstwerk, das je nach Lichteinwirkung differente Wirkungen entfaltet. Ein Baum, digital mit einem feinen Raster auf Plexiglasplatten gedruckt und versehen mit einer dezenten Spiegelung, erinnert daran, dass alles vergänglich ist, was atmet und einen Pulsschlag hat. Stachat ging jedoch noch einen Schritt weiter. Er brach die planen Kunststoffplatten auf und montierte sie in unterschiedlichen Anstellwinkeln an die Wand. So spiegelt der Baum nicht nur sich selbst, sondern auch zufällige Schattenwürfe, Verzerrungen, Montageelemente und Plattenbrüche. Dadurch erhielt die Wandgestaltung einen sphärischen Charakter, der die Wirkung eines fixen Bildes bei Weitem übertrifft. Nicht nur die permanente Veränderung des Kunstwerkes durch das wechselnde Licht nimmt „das Leben aufs Korn“, auch die Brüche und Verschiebungen sind den Lebensgeschichten der Betrachter nicht unähnlich. Wer möchte, kann in Stachats Raumkunst seinen eigenen Lebensweg entdecken und sich nebenbei von der Stille des Ortes umfassen lassen.

Den ganzen Text zum Raum der Stille und eine umfangreiche Galerie mit Bildern vom Tag der Eröffnung finden Sie unter: www.hospiz-koepenick.de

Mit der Kaffeetasse über den Friedhof

Auf dem Friedhof Friedrichshagen duftet es nach Sommerleben. Bölschestraße und lärmende Metropole scheinen weit weg.

Die warme Jahreszeit atmet süßen Blütenduft und weich weht der Wind über die Friedhofswege. Meine Mutter ist gestorben, vor ein paar Tagen. Ihr hätte der Blick durch das dichte Geäst der uralten Bäume hinauf in den Himmel gefallen. Dieser klare Spiegel aus Blau. Er passt zur funkelnden Wasseroberfläche des nahen Müggelsees und beinahe scheint es wie im Urlaub zu sein. Staub, Lärm und künstliche Hektik der nahen Stadt fallen ab, auch der planschende Trubel an den Müggelseestränden. Beinahe lautlos öffnen sich Räume für Erinnerungen. Zwischen Gräbern, entlang von Pfaden, bis hin zu kleinen, sonnenbedeckten Wiesen, in denen sich Momentaufnahmen, Träume und Gedanken-gepinste verfangen können.

Meine Mutter ist gestorben. Vielleicht hätte ich mich mit ihr wenigstens einmal hier niederlassen können, an jenem Ort, der mehr nach Leben als zum Tode drängt. Der von Kinderlachen aus der nahen Schule und dem Kindergarten eingefasst wird, den gelegentlich Posaunenmusik erfüllt, auf dem sich die Generationen begegnen, der die Toten mitten im Leben birgt. Meiner Mutter hätte das gefallen.

Die Uhr ist nicht zurückzudrehen

Zwischendurch eine Kaffeepause. Und der Gedanke: Was geschähe, wenn wir inmitten des lichtdurchschienenen Geländes gemeinsam essen würden, die Lebenden und die Toten? Mitten auf einem der sonnigen Wege? Unter einem Baum?

Mit Blüten bedeckte **Inschrift** – traditionelle Grabgestaltung auf dem Friedrichshagener Friedhof.





Einige der älteren Grabmale erinnern an neoklassizistische Gebäude oder romantische Gemälde. Die **Veränderungen in den Bestattungsformen** von einst bis in unsere Zeit sind deutlich sichtbar.

Was wäre, wenn wir dann Gelegenheit hätten, das im Leben Versäumte für einen Augenblick nachholen zu können? Das einst Unausgesprochene auszusprechen, einen letzten Blick zu schenken, einen Händedruck, ein Streicheln, einen liebevollen Gruß. Mit der Kaffeetasse in der Hand schien es mir, als wäre jedes einzelne Grab eine Einladung zum Innehalten. Meiner Mutter hätte das gefallen. Glaube ich zumindest, denn fragen kann ich sie nun nicht mehr. Der Gedanke, die Uhr zurückdrehen zu können, erscheint mir verlockend.

Wer möchte, kann sich auf dem Friedhofsgelände in stille Ruhezonen und **abgeschirmte Bereiche** zurückziehen.



Schon allein, weil bei jedem Abschied Fragen offen bleiben. Das gilt für alle Abschiede. Ob am Bahnhof, nach einer gescheiterten Liebe oder nach dem Tod eines Menschen. Immer bleiben Fragen übrig. Sie zu beantworten oder wenigstens in die Nähe einer Antwort zu kommen, gelingt nicht so einfach. Mir jedenfalls nicht. Aber zwischen all den alten und frischen Grabstellen auf dem Friedhof scheint es plötzlich, als wäre das die einfachste Sache der Welt. Es muss doch möglich sein, im Leben miteinander zu sprechen und nicht erst, wenn die Zeit über alle Maßen drängt. Oder alles zu spät ist. Immerhin rücken seit ein paar Jahren die Themen Sterben und Tod immer mehr ins Bewusstsein der Gesellschaft, Schritt für Schritt.

Tradition und Moderne

Früher haben die Leute für ihre Grabstellen ein halbes Vermögen ausgegeben. So ein „Bauwerk“ war vor allem ein Signal an die Lebenden: Hier liegt ein bedeutender (und zu Lebzeiten nicht ganz unvermögender) Mensch. Auf dem weitläufigen Gelände des Friedrichshagener Friedhofs blieben etliche solcher Grabanlagen erhalten und ich fühle mich in Zeiten versetzt, in denen es noch Schwarzweißfilme gab. Immerhin ist der Friedhof weit über 150 Jahre alt und tatsächlich wurden hier beispielsweise bekannte Schauspieler und Künstler beigesetzt. Friedrichshagen war lange Zeit ein

stadtnahes „Mekka“ für Dichter, Denker und vor allem Lebenskünstler, die dem Rauschen Berlins zu entkommen suchten, aber nicht nach Brandenburg „auswandern“ wollten. Die neuen Gräber sind kleiner, bescheidener, selten geht die Gestaltung über den obligatorischen Grabstein hinaus. Irgendwie ist der Zeitenwandel zwischen Tradition und Gegenwart deutlich sichtbar.

Auf einem größeren Areal stehen moderne Stelen wie stille Zeugen in der Sonne, auf ihnen die Namen der Verstorbenen. Moderne Bestattungskultur hat Einzug gehalten, ohne jedoch mit den historischen Flächen zu konkurrieren. Alles hat seine Zeit. Auf diesem Friedhof wird dieser Grundsatz mit Bedacht verfolgt. Mich würde stören, wenn Flächen, Wege und Ruhebereiche wie abgezirkelt aussähen. Aber alles hier erinnert mich an unseren Garten, den meine Mutter schon in jungen Jahren anlegte und in dem sie oft ihren Gedanken nachhing. Natürlich ist der Friedhof viel größer, aber Verstecke und abgeschirmte Ecken finde ich hier auch. Jede Menge sogar und selbst wenn viele Leute hier unterwegs wären, würde jeder sein stilles Plätzchen finden.

Wir haben zu wenig Langeweile

Heute ist es ruhig und ich stelle mir vor, wie ich mit meiner Mutter auf einer kleinen Bank sitze, hinter uns eine dichte Hecke. Sie liest, wie sie es immer getan hat und ich erfahre nebenbei all die Dinge, die mich immer noch beschäftigen. Die meisten Menschen würden sonstwas darum geben, solch eine Gelegenheit zu bekommen. Andere sind allerdings froh, wenn eine „Auferstehung“ ausgeschlossen ist. Vielleicht ist es besser so. Ich frage mich allerdings, warum wir, wenn wir doch all diese Erkenntnisse schon lange haben, immer wieder die gleichen Fehler machen? Glauben wir ernsthaft, wir können den Rucksack der Vergangenheit einfach in den Keller unserer Erinnerungen stellen? Freilich, der Mensch ist Verdrängungsweltmeister, erst recht, wenn es ums Sterben geht. Ob das immer gut funktioniert, muss jeder für sich entscheiden.

Schon lange ist mein Kaffee ausgetrunken. Ich beschließe zu gehen. Und je weiter ich mich vom Friedhof entferne, erscheint mir der Gedanke, hier mit den Lebenden und den Toten noch eine Weile Zeit verbringen zu wollen, absurd. Die Stadt rückt näher und mit ihr Lärm, Eile und Ruhelosigkeit. Wir haben zu wenig Langeweile. Zu wenig Muße, um Innezuhalten. Die meisten werden nicht mal mehr wissen, was Muße ist. Eines aber bleibt von diesem Nachmittag: Blütenduft, Blumenmeere und ein herrliches Gefühl von Wärme. Das ist Leben.

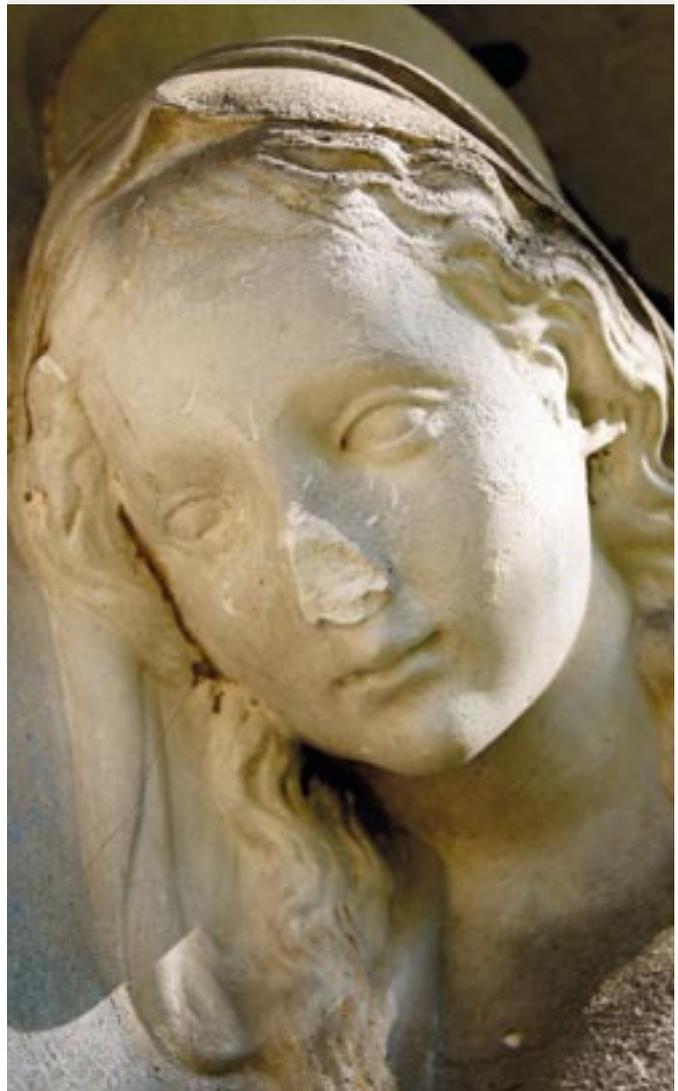
Viele der **historischen Grabmale** wurden auf dem Friedhof in Friedrichshagen erhalten. Sie sind Zeugnis einer traditionellen, meist aufwendig gestalteten Bestattungskultur.

Kurz und knapp

Der **Friedhof** der Evangelischen Kirchengemeinde Berlin-Friedrichshagen ist heute der zweitälteste noch geöffnete Friedhof im Stadtbezirk Treptow-Köpenick und mit etwa 65 000 Quadratmetern Fläche einer der größten Bestattungsplätze des Bezirks. Er wurde im Mai 1832 feierlich eingeweiht und gehört heute zu den Berliner Gartendenkmälern. Der am 9. April 1917 geborene Schriftsteller und Lyriker Johannes Bobrowski ist hier bestattet und mit ihm viele andere international oder regional bekannte Persönlichkeiten.

Auf dem Friedhofsgelände sind künstlerisch beeindruckende Grabmale erhalten und in jüngerer Zeit moderne Grabstelen aus Travertin errichtet worden. Beide Ausdrucksformen der Grabmalgestaltung spiegeln Tradition und Moderne des gesamten Areals wieder, die auf achtsame Weise Veränderungen in der Bestattungskultur aufgreifen und den unterschiedlichen Lebensgewohnheiten anpassen.

Informationen: www.christophorus-kirche.de



Die letzte Tür

Ruth Karmin hat ihr Leben lang Menschen bis zum Tod begleitet. Ihre eigene Sterbezeit nannte sie „Abflugzone“.

Die „Abflugzone“ war erreicht. Ruth Karmin zieht immer wieder das abgegriffene Fotoalbum auf ihren Schoß. So ein Ding mit Fotoecken und Leineneinband. Es atmet schwarzweiße Erinnerungen, ein paar Bilder sind im Verlauf der Jahre verloren gegangen. Das sieht komisch aus – Fotoecken ohne Fotos. „Als Kind besaß ich einen geklammerten Stapel Blätter, dort hinein habe ich Sammelbilder geklebt“, erinnert sich die geborene Ostpreußin. „Wir haben stundenlang Bilder getauscht, meist waren das gezeichnete Märchenszenen, und wer einen vollständigen Satz hatte, war der König.“ Aber immer fehlten bei ihr Bilder, so wie jetzt im Album. Sie war nie „Königin“, aber das störte sie nicht.

Spur auf Erden

Neben Ruth sitzt ihre Enkelin Lara, die vermutlich die meisten Geschichten ihrer Oma schon kennt. Lara ist jetzt Omas „Assistentin“ und beide amüsieren sich darüber, obwohl zum Amüsieren eigentlich kein Grund besteht. Ruth hat Krebs und der wird ihr „das Genick brechen“, wie sie sagt. „Tja nun, irgendwann trifft es alle, der Tod ist nicht auszutricksen, obwohl sich das am Lebensende viele Menschen wünschen“, sagt Ruth und versucht ein schelmisches Lächeln. Als Trauerbegleiterin im Ehrenamt durfte sie bereits als junge Frau Sterbende begleiten. „Obwohl diese Art freiwilliger Dienst in meiner Jugendzeit und auch später nicht so verbreitet war wie heute“, erinnert sie sich. „Das Sterben war eine große Grauzone, ich erlebte sogar die Zeit, in der es fast ausschließlich in Krankenhäusern stattfand – ausgerechnet dort, wo Menschen wieder gesund werden sollten.“ Es müssen über zweihundert Frauen und Männer gewesen sein, die Ruth Karmin in den letzten Wochen und Tagen begleitet hat, genau weiß sie das nicht. Aber an die Kinder kann sie sich erinnern, an jedes einzelne. Und an die Mütter und Väter, für die das

Unfassbare zum Alltag wurde. „Da war in den sechziger Jahren die kleine Irene, zerfressen vom Krebs“, aber tapfer bis zur letzten Sekunde. Sie hat vor ihrem Tod bergeweise Bilder gemalt – Sonnen, Käfer, Wiesen –, ein paar davon hat Ruth Karmin immer noch. „Sie lief, als sie das noch einigermaßen konnte, durch die ganze Station und verteilte ihre Zeichnungen an die Ärzte, die Eltern der anderen Kinder und an jeden, der über den Flur ging“, erinnert sich Ruth, „sie tat das mit einer Intensität, als wolle sie unbedingt ihre Spur auf Erden hinterlassen. Mich hat das angerührt und gleichzeitig stark gemacht.“

Zeitreise

Eine Zeit lang herrscht Schweigen im Zimmer. Die Gedanken gehen auf Reisen. Das ist ein Phänomen, denn wo Reisen sonst kompliziert oder zumindest teuer ist, brauchen Gedanken lediglich einen kleinen Schubs. Und schon tauchen wir in Erinnerungen hinein. „Ich weiß noch genau“, sagt Ruth in die Stille hinein, „wie ich eine Frau während der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 besuchte und es ihr von Tag zu Tag schlechter ging.“ Ihr Mann, ein großer Fußballfan, konnte sich nicht an den Siegen der Deutschen erfreuen, der Fernseher blieb aus, während auf der Straße die Massen über jedes gewonnene Spiel der Beckenbauers, Breitners und Co. jubelten. „Das Finale in München – Deutschland gegen die Niederlande – haben beide zusammen im abgedunkelten Wohnzimmer geschaut, die Frau verstarb kurz danach.“

Abflugzone

Enkelin Lara ist angehende Lehrerin, ihr Referendariat in einer Münchner Schule dauert noch ein halbes Jahr. Sie bewundert die Haltung, mit der ihre Oma dem Sterben entgegentritt. „Da gehört nicht viel dazu“, entgegnet Ruth, „denn



Schmerzen leidet heute beinahe keiner mehr und aufhalten kann den Sensenmann niemand.“ Ruth war gern auf Reisen, oft mit dem Auto, selten mit dem Flugzeug. „Gern wäre ich öfter geflogen, aber mein Mann hatte Flugangst und so sind wir mehr und mehr am Boden geblieben.“ Start und Landung fand sie besonders interessant, am spannendsten war jedoch für sie die „Abflugzone“ – alles, was hinter dem Check-in lag. „Fliegen war zu meiner Zeit eine teure Angelegenheit und irgendwie Luxus, deshalb war es auch etwas besonderes, als Passagier im Flughafen unterwegs zu sein“, erinnert sich Ruth. Lara muss grinsen, weil sich die Zeiten grundlegend geändert haben.

„Jedenfalls war die *Abflugzone* für mich etwas besonderes“, sagt Ruth. „Manchmal konnte man vom Flugsteig direkt zum Flieger laufen, bestieg ihn über eine fahrbare Treppe – ein herrliches Gefühl. Dann war ich plötzlich die Königin. Ohne vollständiges Sammelalbum, ohne Krone und ohne teure Gewänder – von diesen unbeschreiblichen Gefühlen zehre ich noch heute.“

Die letzte Tür

Ein paar Tage später treffe ich mich mit Lara, ihre Oma Ruth ist inzwischen friedlich eingeschlafen. Wir essen Kuchen – gebacken nach Omas Rezept – und trinken Tee. „Ich muss jetzt Omas Wohnung räumen“, sagt Lara, „die meisten Sachen möchte ich ja ohnehin behalten.“ Laras Eltern „konnten mit der Oma nicht so gut“, deshalb kümmert sie sich mit ein paar Kolleginnen aus der Schule um alles. „Oma strahlte immer, wenn sie von der *Abflugzone* erzählte und davon, wie sie sich auf die letzte Tür zum Flieger freute.“ Jetzt ist sie geflogen, wohin, weiß keiner. Das bleibt ein Geheimnis, vielleicht das einzige, was der Tod uns voraus hat. Irgendwann steht Lara an der Wohnungstür, schaut zu vergilbten Tapeten, auf denen sich die Ränder der Bilderrahmen abzeichnen, die dort vor ein paar Tagen noch gehangen haben. Sie schaut in gähnende Zimmer und sagt dann: „Es ist echt komisch – die Wohnung ist leer und mein Kopf ist voll. Mit Erinnerungen, letzten Worten, mit allem, was ich mir in den letzten Wochen aufgeschrieben habe. Vielleicht lebt alles, was Oma gedacht, geliebt und gelebt hat, in mir weiter?“

Lara schließt die letzte Tür. Ganz leise, so als wolle sie beim Verlassen der Wohnung kein Geräusch machen, als müsse sie die Stille dort für immer bewahren. „Die Wohnung ist heiß begehrt, sie wird keine Minute frei bleiben“ – Lara landet in der Wirklichkeit. Sie fliegt demnächst für ein paar Euro mit Freunden und Kolleginnen für ein Wochenende nach Paris. Schöne neue Welt. Sie hat sich vorgenommen, die letzte Tür zum Flieger ganz bewußt zu durchschreiten, für Oma. Aber je länger sie darüber nachdenkt, „mach ich es für mich selbst.“

Die Ananas-Armee

Friederike starb mit neun Jahren. Sie hatte eine Lieblingsfrucht, die sie auf besondere Weise in den Tod begleitete.

Keiner weiß genau wie es kam: Friederike liebte Ananas. Und sie stellte sich vor, die hartschaligen Dinger wären Soldaten. Mit Rüstung und Helm. Am Deutlichsten allerdings konnte man sie an ihren Püscheln erkennen, so bezeichnete Friederike die lanzenartigen, spitzen Blätter am Kopf der Frucht. Irgendwann fingen ihre Eltern an, jeden „geköpften“ Ananashelm im Gewächshaus des Gartens einzupflanzen. In der Hoffnung, dass daraus irgendwas wächst. Schließlich waren die Temperaturen unter Glas mindestens so tropisch wie in Brasilien, Kolumbien oder Costa Rica. Ging Friederike abends ins Bett, warteten schon ein halbes Dutzend Ananas aus Stoff auf innige Umarmungen.

Allerdings ist das alles schon eine gefühlte Ewigkeit her. Eines Tages verlor Friederike das Gleichgewicht und fiel einfach um. Immer öfter fehlten ihr die Worte, sie hatte Schmerzen. Später stellte sich heraus, die Krankheit ist erblich und so selten, dass nur rund 200 Kinder in Deutschland mit ihr leben, die wenigsten Erkrankten schaffen es bis zum 30. Lebensjahr. Friederike litt unter der sogenannten spätinfantilen Form der Krankheit. Die Ärzte haben den Eltern gesagt, ihr Kind würde – nach allen bisher bekannten Erfahrungen – vielleicht das zwölfte Lebensjahr erreichen. Wissen könne man das freilich nicht genau, weil man fast täglich mit Rückschritten zu kämpfen habe.

Die Eltern suchen im Internet nach Behandlungsmöglichkeiten, fliegen nach Frankreich und Korea, stellen Friederike bei Spezialisten vor. Nach einem Eingriff über den Kopf ging es etwas besser, aber das Schlucken fiel Friederike schwer, stehen konnte sie nicht mehr und auch fast nichts mehr sehen. Dafür lag sie gerne im Garten auf einer Decke, umzingelt von

ihren Ananasfiguren. Bevor sie eines Tages gar nicht mehr sprechen konnte, schrieben die Eltern jedes Wort auf, das sie sagte. In ihren Träumen stellte sich Friederike vor, ihre Ananasarmee käme und würde sie von allen Leiden erlösen. In ihrem letzten Bild malte sie eine Ananas, die mit ihren Lanzenblättern ein schwarzes Monster durchbohrt.

In der Selbsthilfegruppe wurde erstaunlich nüchtern über die Krankheit gesprochen, für einige der Kinder wurde sogar Unterricht organisiert. Man tauscht sich über Stammzellen-, Gentransfer- und Enzymersatztherapien aus, lädt Fachärzte ein. Allein die Krankheit ist weltweit so selten, es fehlt die Lobby und das Geld, um vernünftig forschen zu können.

Friederike stirbt in den Armen ihrer Eltern. Ruhig wie ein Baby schläft sie ein. Auch ein paar Eltern aus der Selbsthilfegruppe sind an diesem Nachmittag dabei, einigen von ihnen steht der Tod ihrer Kinder noch bevor. Niemand spricht ein Wort. Warum auch, für einen Moment sind alle gestorben. An einer Krankheit, die es noch nie auf die Titelseiten der Zeitungen geschafft hat.

Friederikes Ananasfiguren haben überlebt. Klar, die haben ja keinen Herzschlag. Aus den vielen Ananasköpfen ist jedoch nichts geworden, den Eltern fehlte irgendwann die Lust, mit den exotischen Früchten zu experimentieren. Sicher sind sie hingegen, dass ihre Tochter bis zum letzten Moment ihre märchenhaften Ananassoldaten vor Augen hatte und von ihnen – was wissen Erwachsene schon von Kinderträumen – behütet wurde. Wenigstens von denen.

Ein Jahr später: Grillfest im Garten. Zum ersten Mal nach langer Zeit sind wieder Freunde zu Gast. Endlich. Es ist wie zu Friederikes Geburt: Ein Stück Leben zieht ein.



Herzenswärme

Das Hospiz-Team hat viele Gäste beim Sterben begleitet. Und den Angehörigen Trost gependet.

Gegenüber vom Hospiz steht ein mächtiger, hoher Baum. Einige Zeit wird er schon auf dem Buckel haben, obwohl er seine Falten und Narben in der Rinde mit Grandezza trägt. Wie im richtigen Leben. Schön wird der Mensch erst mit Falten und „Rinde“, denn die erzählen viele Geschichten. Der Hospiz-Neubau daneben steht jetzt gut ein Jahr. Mit seinen 16 Zimmern, in denen die Gäste rund um die Uhr von aufmerksamen Schwestern und Pflegern, von Ärzten und Seelsorgern begleitet werden.

Jeder Wunsch wird erfüllt

Begleitet – das ist so ein Wort. Ich mag es nicht. Früher, als Kind, habe ich meinen Hund begleitet. Auf die Straße und den Trainingsplatz. In Wirklichkeit aber habe ich ihn geliebt, hätte alles für ihn gegeben und mir sechs Beine für sein Glück und Wohlbefinden ausgerissen.

So ist das im Hospiz. Die Gäste sind geliebt und das Team ruht nicht eher, als bis jeder Wunsch erfüllt ist. Das ist eben nicht nur Begleitung, wie sie ziemlich kaltschultrig im Soziologensprech bezeichnet wird. Das ist aufopferungsvolle Zuwendung. Jede Schwester und jeder Pfleger ist hier mit ganzem Herzen bei der Sache. Und tatsächlich wiegt diese Art des achtsamen, nie versiegenden Miteinanders einen Teil der Begleitumstände des Sterbens auf. Nicht mehr, aber eben auch nicht weniger.

Mittlerweile hat sich in der Region herumgesprochen, dass es das Hospiz Köpenick gibt. Viele Bürger sind erstaunt darüber, dass man sich tagsüber das Haus jederzeit ansehen kann. Einige verwechseln das Hospiz immer noch mit der Cafeteria des nahen Krankenhauses, andere vermuten einen schnuckeligen Verwaltungsbau hinter der hölzernen Fassade. Die sorgt für das freundliche Gesicht, schon von weitem leuchtet das helle Holz den Besuchern entgegen.

Niemand soll allein sein

Herumgesprochen hat sich auch: Es müssten noch mehr Hospize gebaut werden. Denn die meisten Menschen hierzulande sterben in Krankenhäusern, die allerdings der Gesundheit von Patienten dienen sollen. Fragt man Männer und Frauen, wovor sie am Lebensende Angst haben, kommt



Das **Hospiz Köpenick** kurz nach der Eröffnung im Mai 2017.

oft die Antwort – nicht vor dem Tod. Aber vor dem Sterben, also „dem letzten Weg“. Und hier setzt das Hospiz-Team an. Aus medizinischer und seelsorgerlicher Sicht wird alles getan, um die letzten Monate, Wochen oder Tage schmerzfrei und würdig „über die Bühne“ zu bekommen, wie es ein Gast ausdrückte. Niemand ist allein, übrigens auch die Angehörigen nicht. Über deren Dankbarkeit für die Arbeit des Hospiz-Teams ist unter anderem im Gästebuch am Eingang des Foyers zu lesen. „Im Hospiz hat Christa Ruhe, viel Wärme und Zuneigung gefunden“, steht etwa in der Mitte des Buches. Und: „Wir möchten uns bedanken für die kompetente, liebevolle und warmherzige Betreuung.“ Ein paar Seiten weiter vorne schreibt eine Angehörige: „Ein Dank an alle hier im Haus, die sich auch um mich so toll gekümmert haben. Diese Tage waren für mich eine unvergessliche und ja – auch schöne Zeit.“

Dankbar für den Dienst

Ich bin dankbar dafür, dass im Hospiz Köpenick Menschen nicht nur begleitet, sondern engmaschig, mit viel Hingabe und nie versiegender Energie umsorgt werden. Dankbar auch, dass Humor und Lachen nicht zu kurz kommen, Tränen fließen dürfen, das Team Hand in Hand arbeitet und Herzenswärme ausstrahlt.

Wir sind auf dem Weg

Seit einem Jahr begleitet das Hospiz-Team Gäste und Angehörige. Der Initiator und Vorsitzende des Hospizfördervereins beneficio e.V., Prof. Dr. med. Stefan Kahl, zieht – keine Bilanz.

Würden Sie nochmal einen Hospizbau initiieren?

Ja! Ganz klar ja. Was ich am Anfang unterschätzt habe ist, dass von der Idee zum Hospiz bis zu ihrer Realisierung und der Eröffnung des Gebäudes und der Aufnahme des ersten Gastes doch etwas Zeit ins Land geht. Die Idee ist im Jahr 2012 entstanden, den ersten Gast haben wir am 2. Mai 2017 empfangen – diese fünf Jahre waren nicht nur leicht. Ich neige ein wenig zur Ungeduld: Wenn eine Idee geboren ist, dann soll sie auch schnell – aber natürlich perfekt – umgesetzt sein, damit Platz für die nächste Idee und deren Realisation ist.

Zum Glück fragen Sie ja im Konjunktiv, meinen also unser Hospiz: Ich hoffe andere Menschen haben noch oft die Idee, ein Hospiz zu initiieren oder zu gründen, denn wir brauchen noch viel mehr solcher Angebote, auch in Berlin.

Können Sie kurz die vor Ihnen und dem Förderverein liegenden Aufgaben skizzieren?

Der Förderverein hat im Moment besonders zwei wichtige Aufgaben: Öffentlichkeitsarbeit und Spenden sammeln. Die wichtigste Aufgabe ist dabei, dass Hospiz der DRK Kliniken Berlin, seine Arbeit und den Hospizgedanken insgesamt bekannt zu machen. Dazu dienen unsere Veranstaltungen – und nicht zuletzt auch dieses Heft, in dem unser Gespräch publiziert ist. Diese „Öffentlichkeitsarbeit“ ist natürlich kein Selbstzweck, sie soll helfen, Menschen für eine Mitarbeit im Hospiz, als Ehrenamtliche beispielsweise, zu begeistern und sie soll helfen Spenden zu sammeln.

Also geht es vor allem um Spendengelder in der Arbeit des Vereins?

Nein, keinesfalls, zuerst geht es um Öffentlichkeitsarbeit und darum, die wichtige und einmalige Arbeit unseres Hospizes publik zu machen. Die Spenden sind aber auch sehr wichtig, nicht zuletzt, um die tägliche Arbeit im Hospiz zu realisieren: Sie wissen sicher, dass die Kostenträger bewusst eine Lücke von fünf Prozent der Gesamtkosten eines Hospizes ungedeckt lassen. Für diese Summe – bei uns etwa 120.000 Euro im Jahr – muss der Hospizträger selbst aufkommen.

Die Spenden sollen natürlich vor allem Dinge über die tägliche Arbeit hinaus ermöglichen. Unser Verein finanziert aus den Spenden den Ausbau des Raumes der Stille im Hospiz und neben vielen anderen kleinen Dingen hat das Hospizteam einen Bedarf an Musiktherapieangeboten für die Gäste erkannt und den Verein um eine Beteiligung an der Finanzierung dieser Angebote gebeten.

Und es gibt noch eine wichtige Aufgabe für den Verein, die betrifft den Verein selbst. Wir müssen wachsen! – Nur wenn wir viele Menschen sind, lassen sich die Aufgaben auf viele Schultern verteilen. – Wer Lust hat, sich zu engagieren, ist herzlich eingeladen.

Das Hospiz-Team ist auf dem Weg, wo soll der in den kommenden Monaten hinführen?

Das Team im Hospiz und der Verein sind auf dem Weg, das Ziel dieser Reise ist es, noch mehr zueinander zu finden, um für unsere Gäste so da sein zu können, wie es eine individuelle Betreuung erfordert. Das erste Jahr war auch von einigen personellen Veränderungen und einer erheblichen Vergrößerung des Teams geprägt, die resultierenden Turbulenzen sind aus meiner Sicht überstanden.

In den kommenden Wochen kommt ein weiterer Seelsorger in das Hospizteam, der von der evangelischen Kirche entsandt wird, das wird auch spannend. So richtig ruhig – oder gleichförmig routiniert – ist es im Hospiz, so mein Eindruck, ohnehin nie. Jeder einzelne Gast ist so individuell und fordert uns auf so unterschiedliche Weise, dass keine Routine aufkommen kann. Das sehen Sie ja auch, wenn Sie uns im Hospiz besuchen: Da kommt keine routinierte Ruhe rein. Und das ist auch gut so.

Auf welche Veranstaltung des Hospiz-Kulturkalenders freuen Sie sich besonders und warum?

Da habe ich keinen klaren Favoriten, alle Veranstaltungen sind mir sehr lieb. Und sie bieten bereits im ersten Jahr eine große Vielfalt. Konzerte sind dabei, weil Musik so viele Gesichter hat. Aber auch einen Kinoabend und wieder eine Birkertour. Und einen Diskussionsabend zur Vorsorge, auf den

”

Das Ziel der Reise ist es, noch mehr zueinander zu finden.



Prof. Dr. med Stefan Kahl, Hospiz-Initiator und Vorsitzender des Fördervereins beneficio e.V.

ich mich auch freue. Alle Beteiligten engagieren sich übrigens freiwillig und verzichten auf Honorare, weshalb das Geld der Besucher direkt in die Kasse des Fördervereins wandert.

Also ich habe keinen Favoriten – freue mich aber, wenn die Veranstaltungsreihe im kommenden Jahr noch bunter und vielfältiger wird: andere Generes, andere Orte – wir freuen uns auf Vorschläge.

Kann der Förderverein beneficio e.V. Unterstützung gebrauchen und wie könnte die aussehen?

Es ist tatsächlich wahr, wir brauchen Unterstützung: Mitglieder, die sich engagieren wollen sind ebenso willkommen wie Ideen für Veranstaltungen oder die Vereinsarbeit insgesamt. Und wer sich nicht persönlich engagieren kann, für den

bleibt ja immer noch die Spende als Unterstützung für unser Anliegen.

Sie haben in Bezug auf das Hospiz einen Wunsch frei. Was würden Sie sich wünschen?

Heute wünsche ich mir, dass alles so weitergeht, wie bisher – vorwärts. Das Team hat sich gefunden, wir können für unsere Gäste da sein, wir haben das erste Jahr erfolgreich hinter uns gelassen. In diesem ersten Jahr war ja alles neu, alles zum ersten Mal da. Die Zahl der Premieren nimmt nun ab. Und auch das ist gut.

Informationen zum Förderverein beneficio e.V. und zur Mitgliedschaft finden Sie im Internetportal des Hospizes Köpenick: www.hospiz-koepenick.de



24. Juni | Sonntag | 17 Uhr

MUSICI MEDICI

Benefizkonzert für das Hospiz Köpenick

Dirigent: Jürgen Bruns

Christophoruskirche Friedrichshagen

Nach dem letzten Konzert der Musici Medici honorierte das Publikum in der Christophoruskirche den Auftritt mit langanhaltendem Applaus und Begeisterungstürmen. Das Orchester mit Musikerinnen und Musikern im „Nebenberuf“ (sie sind zum größten Teil Medizinerinnen und Mediziner), spielt hingebungsvoll, unglaublich engagiert, ergreifend, lebendig und frei. Musik, die atmet, direkt ins Herz der Zuhörenden trifft und eingefleischte Klassik-Fans überzeugt. Das Orchester unterstützt seit vielen Jahren mit Benefizkonzerten in großer und kleiner Formation die Arbeit im Hospiz Köpenick. Dirigent Jürgen Bruns, die Musikerinnen und Musiker und das Hospiz-Team laden Sie ein, einen ereignisreichen und bewegenden Nachmittag in sommerlicher Frische zu erleben.

Karten: 15 Euro, Bestellungen

per Telefon: (030) 30 35 33 19 oder per

E-Mail: s.kahl@drk-kliniken-berlin.de

1. September | Samstag

BENEFIZ-BIKERTOUR 2018 FÜR DAS HOSPIZ KÖPENICK

**Eine Runde durch Berlin und Brandenburg
für den guten Zweck**

**Startzeit und Treffpunkt werden unter
www.hospiz-koepenick.de bekannt gegeben**

Zwischenziel bei der zweiten Biker-Tour für den guten Zweck ist diesmal die Bundespolizei-Fliegerstaffel in Blumberg. Danach führt der Weg in Richtung Hospiz Köpenick, wo auf alle Biker, Besucher und Gäste ein richtig schmackhaftes Grillbüfett wartet. Am Grill: Prof. Dr. med. Stefan Kahl und der Geschäftsführer der DRK Kliniken Berlin, Dr. Christian Frieze.
Anmeldung: info@hospiz-koepenick.de



24. September | Montag | 20 Uhr

FILM IM KINO UNION

Während der 21. Berliner Hospizwoche zeigen

**wir den Film „Halt auf freier Strecke“, Regie: Andreas Dresen, Pandorafilm. Gast nach dem Film: Regisseur, Drehbuchautor und Schriftsteller Wolfgang Kohlhaase
Kino Union Friedrichshagen**

Frank und Simone haben sich einen Traum erfüllt und leben mit ihren beiden Kindern in einem Reihenhäuschen am Stadtrand. Sie sind ein glückliches Paar, bis zu dem Tag, an dem bei Frank ein inoperabler Hirntumor diagnostiziert wird. Die Familie ist plötzlich mit dem Sterben konfrontiert. „Halt auf freier Strecke“ ist eine Geschichte, die im Tod das Leben



feiert (Pandorafilm). Wolfgang Kohlhaase – unser Gesprächspartner nach dem Film – wird von Filmexperten gern mit Erich Kästner oder Billy Wilder verglichen. Er ist Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland und führte unter anderem in Filmen wie „Solo Sunny“ (gemeinsam mit Konrad Wolf) und „Victor Klemperer – Mein Leben ist so sündhaft lang“ Regie. Für zahlreiche Filme, u.a. „Sommer vorm Balkon“ und „Als wir träumten“ schrieb er die Drehbücher.



27. September | Donnerstag | 15 Uhr APFELKUCHENKONZERT

Im Rahmen der 21. Berliner Hospizwoche laden wir Sie herzlich zu uns ein

Hospiz Köpenick

Wir kommen im Hospiz miteinander ins Gespräch und können den Klängen der Musici Medici lauschen. Zwischendurch ist mit Kaffee und einer großen Auswahl selbstgebackener Kuchen für kulinarische Vielfalt gesorgt. Es erwarten Sie in großer Vorfreude das Hospiz-Team und Vertreter des Hospiz-Fördervereins, die sich und ihren wunderbaren Dienst vorstellen. Erstmals dabei sind auch Kinder des Bohnsdorfer Evangelischen Forscherkindergartens „Apfelbäumchen“, die ihre fröhlichen Lieder singen und das verkörpern, was wir Lebensanfang nennen. Alpha und Omega – Anfang und Ende – das Apfelkuchenkonzert im Hospiz Köpenick symbolisiert wie kaum eine andere Begegnungsmöglichkeit den Kreislauf des Lebens. Und: Das Leben ist schön!

15. Oktober | Montag | 19.30 Uhr ICH HABE VORSORGE GETROFFEN – UND AN ALLES GEDACHT?

Mit Prof. Dr. med. Stefan Kahl und Gästen
Historisches Rathaus Friedrichshagen

Wir informieren über die wichtigsten Vorsorgeelemente – von der Patientenverfügung bis zur Generalvollmacht. Nach Möglichkeit werden Ihre Fragen rund um das Thema Vorsorge beantwortet.



26. November | Montag | 19.30 Uhr AM ANFANG WAR DER BAUM – LEGENDEN AUS AMAZONIEN

Christian Steyer und Bettina Sitte

Historisches Rathaus Friedrichshagen

Christian Steyer – der Sprecher von „Elefant, Tiger & Co.“ – erzählt alte Legenden aus dem brasilianischen Regenwald behutsam neu. Mit seiner prägnanten, wunderbar anziehenden Stimme vermag er die Hörer zu bannen. Die Idee zur Lesung entstand in Zusammenarbeit mit Yadegar Asisi, der das weltgrößte 360-Grad-Panoramabild „Amazonien“ geschaffen hat – bestaunt von hunderttausenden Besuchern im Leipziger Panometer. Dort kann man die Stimme Christian Steyers aus kleinen Lautsprechern hören. Christian Steyer ist ein Multitalent. Bereits als Kind spielte er Klavier und Orgel und sang im Meißener Domchor. Er studierte Klavier und danach an der Staatlichen Schauspielschule Berlin. Er war in unzähligen Filmen zu sehen, unter anderem in „Die Legende von Paul und Paula“. Die Legenden werden musikalisch bebildert von Bettina Sitte, 1. Geigerin im Rundfunksinfonieorchester Berlin.

a° Musik von Anfang bis Ende

Kartenpreise

Karten für die Konzerte: 20 Euro pro Person

Karten für die Podien: Eintritt frei, Spenden erbeten

Bestellen

Theaterkasse neben dem Historischen Rathaus
Friedrichshagen, Bölschestraße 87/88, 12587 Berlin,
Telefon: (030) 74 78 52 58

Per E-Mail an: info@schoenherr-musik.de

Karten auch an der Abendkasse

Informationen

Aktuelles Gesamtprogramm und Updates:

www.hospiz-koepenick.de

Auf dass wir **klug** werden

Andrea und Murat haben im Hospiz Köpenick geheiratet.



Andrea und Murat schneiden **die Hochzeitstorte** an. Familie, Freunde und Gäste haben den Tag zusammen verbracht.

Sie haben sich vor zehn Jahren kennengelernt und es war Liebe auf den ersten Blick – Andrea und Murat. Sie leben in Deutschland, zwischendurch auch mal in der Türkei. Ihre beiden Kinder wachsen zweisprachig auf, so können sie später selbst entscheiden, wohin sie ihr Weg führt. Andrea arbeitet im Einzelhandel, Murat in einer Berliner Reederei. Alles läuft gut, das Paar genießt gemeinsam mit seinen Kindern das Leben.

Bis der Krebs zuschlägt. Dieser plötzliche Bruch im Leben war nicht geplant – bei wem ist er das schon? Vor etwas mehr als einem Jahr, direkt nach der Lungenkrebs-Diagnose bei Andrea, begann die Zeit des Hoffens und Bangens. Möglicherweise kann man dagegen ankämpfen? Alles, nur nicht aufgeben, schon wegen der Kinder.

Jetzt die Gewissheit für die kleine Familie: Andrea wird den Krebs nicht besiegen. Sie wohnt im Hospiz Köpenick und gemeinsam fassen Andrea und Murat einen Entschluss. Sie wollen heiraten und ihre Liebe mit amtlichen Dokumenten öffentlich machen. Für die Liebe selbst ist das nicht wichtig, das wissen beide. Die Liebe braucht weder Stempel noch Unterschriften.

„Wir gehören zusammen“, sagen Andrea und Murat, als sie mit Tränen in den Augen die Glückwünsche von Standesbeamten, Familienangehörigen, Hospiz-Team und ehrenamtlich Helfenden entgegennehmen. Sogar ein Lachen gelingt ihnen, auch wenn es nicht – wie bei den meisten anderen Hochzeiten irgendwo zur gleichen Zeit – von langer Dauer ist. „Das ist schwer, aber ich liebe sie“, flüstert Murat und senkt den Blick hinab zu den Kindern. Die wissen vermutlich nicht genau, warum plötzlich so viele Menschen um sie herum die

Gläser erheben und mit Zuversicht im Blick dem frisch getrauten Paar gratulieren.

Ich bewundere Andrea und Murat für diesen Schritt und sage ihnen das auch. Statt sich zurückzuziehen und in Verzweiflung zu versinken, heiraten sie. Wie groß ist der Mut dieser kleinen Familie, wie stark ihr Glaube aneinander? Ihre Trauung ist das Gegenteil von Angst und Verzweiflung, ihr öffentliches Ja-Wort ein sichtbares Bekenntnis: Ewige Liebe ist heute.

Für einen Moment ist die Zeit wie in einem Glas gefangen, für ein paar Augenblicke haben Abschied und Tod das Paar und seine Gäste nicht im Griff. Einen Moment lang ist Frieden in den Herzen. Vielleicht ist da was dran: Einer trage des anderen Last. „Wenn wir uns gemeinsam auf den Weg machen und einander nicht aus den Augen verlieren, wenn wir uns an den Händen halten und miteinander gehen, was soll dann noch passieren?“, fragt der irische Musiker James Carnegie in einem seiner Songs über das Leben und den Tod.

Mich erinnern diese Gedanken an unsere Arbeits- und Lebenswelten. Im Sprint durch den Tag, mit ICE-Geschwindigkeit durch die Woche. Die Diktatur des Terminkalenders mutiert zur Überlebensstrategie – nicht schön, aber effektiv. Meine Großmutter hatte dafür diesen Spruch parat: „Der Krug geht solange zu Wasser, bis er bricht“ und wollte damit sagen, dass jegliches Handeln irgendwann Konsequenzen haben wird. Indem wir uns das Leben bis zum Anschlag vollstopfen, begehen wir einen kollektiven Fehler. Was wirklich wichtig ist, bemerken wir oft erst, wenn es uns entzogen wird. Vielleicht haben Andrea und Murat – sicher ganz unbewusst – auch dafür geheiratet: Auf dass wir klug werden.

Schön hell hier

Anouschka spricht über das Sterben und den Tod.

„Soll ich später mal dein Grab pflegen?“, fragt meine Tochter unvermittelt. Mal davon abgesehen, dass mich so ein Gedanke fast umhaut – was soll ich antworten? Ja, das wäre schön, aber die Welt steht dir offen, vielleicht lebst du irgendwann in Australien? Oder Norwegen?

„Was würdest du denn pflegen?“, wollte ich von meiner Tochter wissen und bekam eine Ahnung, dass „die Sache“ nicht so schnell beendet sein würde. „Also, ich möchte dir frische Blumen hinlegen, ein paar Bäume pflanzen, möglichst welche aus dem Wald und immer mit dir erzählen.“ Ich bin hart im Nehmen, aber für einen Moment verschlug es mir die Sprache. „Warum würdest du ausgerechnet Waldbäume auf mein Grab pflanzen?“, fragte ich. „Weil wir immer zusammen im Wald Pilze suchen und das finde ich schön“. Tatsächlich sind wir oft in den Brandenburger Weiten unterwegs. Der Wald hat, egal wo, immer etwas Beruhigendes. Außer ein paar hämmernden Spechten sind dort nur der Wind und knarzendes Geäst zu hören. Für Großstädter könnte es den

kann mit dir nichts mehr machen.“ Außerdem, fügt sie hinzu, würden sich vielleicht meine Grabnachbarn beschweren, weil wir dann zu oft und zu laut miteinander erzählten. „Meinst du, die können sich wirklich noch beschweren?“, warf ich ein. „Keine Ahnung, aber es ist doch ungerecht – wir erzählen und die wollen schlafen.“

„Meinst du, es ist noch ein bißchen Zeit, um sich darüber Gedanken zu machen?“ Irgendwie will ich das Gespräch in eine andere Richtung lenken, aber Pustekuchen. „Finde ich nicht“, meint Anouschka. „Ich muss das wissen, sonst vergessen wir, darüber zu reden. Und dann ist es zu spät.“ „Wann ist es zu spät?“, frage ich und kann mir ihre Reaktion schon denken. „Mensch Papa, wenn du gestorben bist.“ Das mit den Waldbäumen könnte schwierig werden, überlege ich und mache mir keine Hoffnung mehr, aus der „Nummer“ mit ein paar griffigen Antworten herauszukommen. Ich kenne meine Tochter, sie geht den Dingen gern auf den Grund. Und nimmt kein Blatt vor den Mund.

„Die Waldbäume sind deshalb kein Problem, weil ich nur ganz kleine Stecklinge pflanze, deren Wurzeln du sehen kannst“, antwortet sie. Meine Großmutter hatte einen ähnlichen Spruch drauf, wenn sie über ihr eigenes Ableben sprach: „Da kann ich mir künftig die Radieschen von unten angucken.“

Ein paar Tage später besuchen wir die Ausstellung „Erzähl mir was vom Tod“ im Berliner Freizeit- und Erholungszentrum. Die „Sache mit dem Sterben“ lässt meiner Tochter offenbar keine Ruhe, auch weil die halbe Schulklasse schon dort war. Sie steckt den Kopf in einen halb geöffneten Sarg – Kinder nehmen keine Rücksicht auf Tabus – und staunt: „Das musst du sehen Papa, alles so schön hell hier!“ Jetzt hätte ich doch einen Schluck aus der Tabascoflasche vertragen können.

Tage später, die Sterbethematik ist endlich abgehakt, sitze ich am Schreibtisch und versuche, aus dem Gespräch mit Anouschka und den gemeinsam erlebten Stunden in der Ausstellung einen Text für ein paar Zeitungen zu schreiben. Es gelingt mir nicht, nicht gut jedenfalls. Allerdings bleibt ein Satz in Erinnerung: „Alles so schön hell hier.“ In der Übersetzung könnte das bedeuten: Fürchte dich nicht! Hoffentlich behält meine Tochter recht.



Die interaktive Ausstellung „**Erzähl mir was vom Tod**“ wurde hauptsächlich für Kinder konzipiert und ermöglicht interaktive Wissensvermittlung zum Thema Sterben und Tod. Sie ist bis zum 20. Januar 2019 im Berliner FEZ zu sehen.

Wald auf Rezept geben, das würde oft schon helfen, die künstliche Hektik in Latschenkieferduft aufzulösen. „Aber ich könnte nicht jeden Tag bei dir sein“, überlegt meine Tochter, „vielleicht nur Montag, Mittwoch und am Wochenende.“ „Warum ausgerechnet dann?“, will ich wissen. „Weil ich an den anderen Tagen Fußballtraining habe“, antwortet sie und meint kurze Zeit später: „Du liegst ja sowieso nur da und ich



Die zertanzten Schuhe

Eine ganz besondere Erinnerung

Die kleine Kirche in der Nähe des Strandes platzt aus allen Nähten, kaum, dass sie die ganze Hochzeitsgesellschaft fasst. Plötzlich Stille. Die Braut zieht langsam ihre Schuhe aus, nimmt sie in die Hand und geht barfuß samt Bräutigam nach draußen. Herrlich frische, leicht salzige Meeresluft zerstäubt augenblicklich den lauwarmen Duftschwall aus dutzenden Parfümklassikern, der aus dem Kirchlein quillt. Erst jetzt fällt auf, dass die Brautschuhe fleckig und besonders an den Absätzen vollkommen zertoßen sind. Sie scheinen nicht zum Kleid zu passen, überhaupt wirken sie wie ein seltsamer Fremdkörper.



Valerie tanzt sich die Seele aus dem Leib. Tanzen ist ihre Leidenschaft, das kann sie richtig gut. Sie trainiert von morgens bis abends, in der Nacht tritt sie auf. In einer kleinen Revue, nicht gerade das Gelbe vom Ei, immerhin reicht das Geld. Sie lebt mit ihrer Tochter in einer winzigen Wohnung am Rande der Stadt, ein wenig abgehoben in der 17. Etage eines heruntergekommenen Wohnturms. Von oben jedoch hat sie einen grandiosen Ausblick und die Sonne scheint in ihr Zimmer, auch wenn auf der Straße tief unten schon Schatten kriechen. Die wenigen Stunden, die sie mit ihrer Tochter verbringt, organisiert Valerie zwar unaufgeregt, aber doch generalstabsmäßig: Hausaufgaben, Zeichenunterricht, Klavier und Geige im Wechsel und – Tanzen. Dazwischen sitzen Mutter und Tochter auf dem Balkon, trinken Limonade, grüßen die vorbeiziehenden Wolkenwattengesichter und wetten, an welcher Stelle der Sonnenball am Horizont herunterfällt.

Später geht die Mutter zur Arbeit. Tanzen, immer mit den selben Schuhen. Schuhe wechselt man nicht, sagt sie. Ein Kleid ja, eine Wohnung auch. Aber Schuhe nie.



Die Mutter stirbt. Mit einem Lächeln im Gesicht. Sie kann wirklich lächeln, weil die Tochter neben ihrem Bett tanzt. Beide verbergen ihre Tränen, denn was sollen die jetzt noch ausrichten? Vielleicht ein, zwei Stunden, dann wird die Mutter ihre Augen schließen und was kann es Schöneres geben, als mit einem Lächeln in ein Land zu gehen, das man vorher noch nie gesehen hat? Die Mutter hat das immer so gesagt – sie geht bald in ein anderes Land. Das ist auch für die Tochter eine schöne Vorstellung. Vielleicht wird man sich eines Tages in diesem Land über den Weg laufen? Die Mutter verspricht, dort nach der Tochter Ausschau zu halten. Aber erst später, sehr viel später.



Am Strand ziehen alle Hochzeitsgäste ihre Schuhe aus und stellen sie im Kreis auf. Mitten hinein stellt die Braut Valeries zerschlissene Tanzschuhe. Die Musik spielt, das Brautpaar tanzt und bleibt dabei nicht lange allein. Tanzen im Sand, ein wundersames Gefühl, denkt die Braut. Der Wind bedeckt die ausgezogenen Schuhe langsam mit Sand. Und entführt sie in ein anderes Land.

Valerie starb binnen kurzer Zeit mit 38 Jahren. Ihre Tochter Isabella de Marghonya leitet heute eine Tanzschule in Paris.

Sie haben für das Hospiz Köpenick gespendet. Dank von Herzen ♥

Adler, Elke	Held, Cornelius	Martynus, Siegfried und Jutta	Schneider, Werner
Axthelm, Maria	Henker, Helga	Maske, Roswitha	Familie Schönfelder
Bahr, Erwin	Henker, Horst	Matschke, Christine	Dr. Schönherr, Johannes
Balke, Edith und Karl-Heinz	Here, Getraud	Meichler, Heidi	Schramm, Hildegard
Bauske, Helga	Herhoffer, Andreas	Menger, Margit	Schwadtke, Rainer
Beerepoot, Dagmar	Heyne, Ute und Wolfgang	Meschke, S.	Schwarz, Gerhard
Bedbur, Gerhard und Diane	Hilliges, Renate	Meske, Andrea	Schwarz, Rosemarie und Wolfgang
Beirat der DRK Schwesternschaft	Hörnicke, Jacqueline	Meyer, Hans-Joachim	Schwarzer, Lidia und Thomas
Berlin e.V.	Hoffmann, Marika	Mika, Regina und Dankwart	Sommer, Wilfried
Berfelde, Dagobert und Inge	Hoppe, Elfriede	Miller, Bärbel	Sommerfeld, Willi und Astrid
Bergmann, Vera	Horner, Claudia	Mirus, Cornelia	Dr. Sportl-Donch, Sieglinde
Dr. Bergmann-Hensel, Ulrike	HypoVereinsbank – Filiale	Mirus, Erika	Spree Color Malereibetrieb
Berndt, Kristina	Friedrichshagen	Mirus, Thomas	Stähler, Ralf
Bigot, Monika und Peter	Irmscher, Franziska	Moritz, Annegret	Steinke, Edmund
Birr, Michaela	Jäger, Michaela und Axel	Mrs. Sporty Club Königs Wusterhausen	Steinke, Ursula
Birringer, Uli	Jänicke, Birgit	Mührer, Jörg und Britta	Steller, Thilo
Blümcke, Marianne	Jamrath, Renate	Müller, Bärbel	Streit, Irmaud
Dr. Blümel, Martina	Janietz, Ursula	Müller, Margot	Strnad, Barbara Ingrid
Bobrich, Christian	Jaques' Wein-Depot, Depot	Muschke, Scarlettte	Staver, Ruslan und Anna
Boy, Waltraud	Friedrichshagen	Neuendorf, Heidi	Stein, Uta
Brassat, Denis	Jueterbock, Thomas	Neumann, Renate	Steinke, Ursula
Braun, Rose und Joachim	Kadur, Nancy	Nickel, Regine	Steller, Thilo
Bruckner, Siegfried und Gisela	Prof. Dr. Kahl, Stefan	Dr. Nowak, Martin	Stelzer, Adelheid
Brückner, Randolf	Kesternich, Hermann Josef	Oldenburg, Heike	Dr. Stohrer, Jörg
Buchmann, Anja	und Eilsabeth	Olstowski, Hans-Joachim	Sturm, Margot
Prof. Dr. Budde, Rolf	Kieburg, Helga	Opitz, Sabine	Sube, Marianne
Bundespolizeidirektion Berlin	Kiel, Kerstin	Pfeil, Herbert	Sult, Dieter Werner
Burzlauff, Günter	Kircheis, Jörn-Peter	Pasewald, Manuela	Swoboda, Kerstin
Chorensamble Köpenick e.V.	Kirstein, Karl Heinz	Pastille, Klaus-Dieter	Szent-Ivanyi, Tim
Dipl.-Med. Bytel, Thomas	Klebe, Brigitte	Pautz, Dietmar	Teske, Angela
Dahms, Helmut Bernhard	Klein, Angela	Pautz, Norbert	Tetzlaw, Inena
Dannow, Brigitte und Joachim	Kleineberg, Ilona Katharina	Perske, Anneliese	Tews, Ilona
Debuch, Martina-Heike	Dr. Kleine-Tebbe, Anke	Peter, Katrin und Thomas	Thiemann, Sabine
Defise, Mario und Ilona	Kloss, Hartmut	Dr. Petruschke, Joerg	Tödtmann, Rosemarie
Dietze, Ortwin und Brigitte	Knispel, Brunhilde	Pflanz, Ute	Dr. Thomas, Matthey
DRK Kliniken Berlin I Erziehung	Dipl.-Ing. Knopf, Günter	Pietsch, Franziska	Thomsen, Chris
und Bildung GmbH	Konang, Gisela	Pilz, Constanze	Thürmer, Birgit
DRK-Schwesterenschaft Berlin e.V.	Kolbe, Wolfgang und Ingrid	Pilz, Matthias	Trattoria Tresoli GbR, Restaurant,
Dresdner Feinbäckerei	Konang, Gisela	Popp, Birgit	Friedrichshagen
Droege, Rainer	Kral, Cornelia	Poppel, Knuth	Treptau, Harry und Sigrid
Efinger, Uta	Krebs, Johaannes	Prof. Dr. Pross, Matthias	Tyx, Cornelia
Ehlers, Gerhard und Inge	Kreuzmann, Frank	Pufahl, Gerlinde	Ullmann, Renate
Ehrlich, Brigitte	Kroel, Peter	PVB Presse Vertrieb	v. Wilmowski, Ingrid
Eisenhammer, Brigitte	Kruber, Ruth und Horst	QUADRIGAMED MVZ	Volkenandt, Katrin
Ellermann, Norbert	Kruger, Ldyia	Rademacher, Bärbel und Frank	Völker, Ursula
Endruschat, Christa	Kube, Brigitte	Reuter, Sophia	Waclawiak, Beate
Dr. Falkenhagen, Silke	Kubitza, Janett	Reich, Thomas	Wagner, Henning
Dr. Fleck, Annette	Kubitzack, Horst	Reimann, Claus und Margrit	Waitz-Pritz, Angela Emma Helene
Flenz, Peter	Kuhnke, Daniel	Reimann, Jürgen	Warnke, Alexander
Formella, Barbara	Kulke, Gudrun	Dr. Richter, Angela	Weber, Astrid
Franke, Sandra	Kuratorium für Dialyse	Richter, Christiane	Weber, Inge
Dr. Franz, Matthias	und Nierentransplantation e.V.	Richter, Ilona	Weber, Monika
Dr. Friese, Christian	Kurswerk Leben / Palliativ Care Kurse	Richter, Peter	Weigert, Andrea
Fritsche, Janett	Lamp, Jochen	Dr. Richter, Steffen	Weigle, Christiane und Prof. Jörg-Peter
Dr. Fuchs, Ilona	Larsen, Helga	Ritter, Kurt	Dr. Weinrich, Daniel
Gall, Helmut	Lawrenz, Renate	PD Dr. Rittig, Kilian	Wenk, Kathleen
Gaynullin, Aydar	Leben mit Handicap – ANIMA	Rochow, Romina	Werner, Gerhard
Giel, Angelika	Landesverband Brandenburg e.V.	Rösel, Geraldine	Wesolowski, Roswitha
Ginolas, Verena	Lehnert, Christa	Rösel, Rainer	Dr. Westphalen, Kerstin
Glagau, Bärbel	Liebsch, Edith	Rößler, Elke	Dr. Wichmann, Wolfgang
Glinka, Kurt	Lieske, Regina	Dr. Rohr, Ute	Widaw, Sabine
Goerlitz, Kerstin	Lieske, Wolfgang	Rosanowski, Klaus-Dietrich	Wilke, Anne-Kathrin
Golle, Oliver	Lindner, Marion	Rosenthal, Evelyn	Wipprecht, Annegret
Gork, Helga	Loewa, Renate und Dietrich	Rotary Club Berlin-Schloß Köpenick	Witte, Heidi
Greiner, Monika	Lohsträter, Monika	Rotzoll, Franka	Woischnik, Kerstin
Grasse, Barbara	Dr. Londong, Marianne	Samlenski, Annemarie	Dr. Wolf, Ulrike
Grunow, Jenny	Loper, Karla	Sasse, Judith	Wollenhaupt, Anita
Gülicher, Erika	Lubitzki, Lothar	Schädlich, Klaus	Wulfaenger, Joern und Anja
Gülicher, Monika	Ludwig, Annerose	Schafer, Gertrud	Zimmer, Erika
Guenther, Ralf	Mackeldey, Susanne – Stadt-Apotheke	Scharf, Eleonore	Zink, Wolfgang und Ingrid
Hackenber, Herbert	Köpenick	Schiemann, Margarete	Zoefelt, Karin
Hänert, Barbara	Mahlo Bau GmbH Waldesruh	Schlüter, Peter	Zöpke, Matthias
Harder, Gisela	Mairose, Dagmar und Wolfgang	Schmall, Heide	Zucker, Bettina Nikola
Hartmann, Erika	Manfred, Wolfram	Dr. Schneider, Agneta-Georgia	
Heine, Cornelia	Marhold, Mathias	Schneider, Beate und Bernd	
Helbig, Heike	Martin, Dieter und Ingrid	Schneider, Ramona	

Die Liste der Spenderinnen und Spender wird fortgeführt.

Hospiz Köpenick

Kurzinformationen

Aufnahme ins Hospiz

Unser Hospiz steht Gästen offen, die wegen einer schweren, unheilbaren Erkrankung nur noch kurze Zeit zu leben haben und eine palliativmedizinische Betreuung benötigen, die zu Hause nicht möglich ist. Sie werden im Hospiz Köpenick versorgt und in der letzten Lebensphase begleitet.

Es gibt von den gesetzlichen Krankenkassen festgelegte Kriterien, die erfüllt sein müssen, um Aufnahme im Hospiz zu finden. Ein Arzt erstellt deshalb ein medizinisches Gutachten, welches von der Krankenkasse und dem Medizinischen Dienst der Krankenversicherung überprüft wird, um die Notwendigkeit der Aufnahme in einem Hospiz zu bestätigen und gleichzeitig die Kostenzusage für die Aufnahme zu geben. Natürlich können auch selbstzahlende Gäste im Hospiz Köpenick aufgenommen werden.

Anmelden kann sich jeder Patient selbst, aber auch Angehörige oder betreuende Ärzte können einen Patienten anmelden, damit er in unser Hospiz aufgenommen wird. In der Regel sind vor einer Aufnahme im Hospiz ein Gutachten vom behandelnden Arzt und eine Kostenzusage der zuständigen Krankenkasse notwendig.

Eine erste Kontaktaufnahme erfolgt sinnvollerweise telefonisch mit unserer Sozialarbeiterin, die den Aufnahmeprozess koordiniert und zukünftige Gäste, deren Angehörige und die betreuenden Ärzte beraten kann. Alle Formulare, die notwendig sind, werden wir nach einer ersten Kontaktaufnahme übersenden.

Alle Fragen rund um die Aufnahme in unser Hospiz klären wir gern persönlich mit Ihnen, wenn Sie uns anrufen. Wenn Sie uns nicht anrufen wollen oder können, schreiben Sie uns bitte eine E-Mail.

Ihr Hospiz-Team

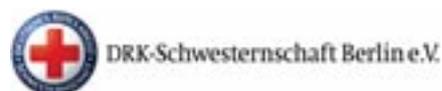
Das betreuende Team aus Pflegenden und Sozialarbeitern stellt den Erhalt der Lebensqualität der Bewohner unseres Hospizes in den Mittelpunkt. Die ärztliche Versorgung übernehmen erfahrene Palliativmediziner oder auch der Hausarzt. Wir kooperieren mit Palliativmedizinerinnen, die die Gäste unseres Hauses versorgen, jederzeit kann aber auch der Hausarzt des Patienten teilweise oder vollständig die Betreuung übernehmen. Wir besprechen das gern mit unseren Gästen und den Hausärzten. Das Hospiz-Team wird durch Therapeuten, Seelsorger und ehrenamtliche Helfer ergänzt.

Das Hospiz – Teil des Unternehmensverbundes

Das Hospiz Köpenick gehört zu den DRK Kliniken Berlin, einem gemeinnützigen Unternehmensverbund, bestehend aus vier Krankenhäusern und einem Pflegeheim. Alleiniger Gesellschafter des Verbundes ist die DRK-Schwesternschaft Berlin e.V., ein eingetragener Verein mit mehr als 1.000 Mitgliedern – den Rot-Kreuz-Schwestern. Die DRK-Schwesternschaft Berlin steht für eine hochwertige, an den Bedürfnissen von Patienten, Heim- und Hospizbewohnern ausgerichtete Gesundheitsversorgung.



www.drk-kliniken-berlin.de



www.drk-schwesternschaft-berlin.de



DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick
Haus 27
Salvador-Allende-Straße 2 – 8
12559 Berlin
Telefon: (030) 3035 - 3440
E-Mail: info@hospiz-koepenick.de
Web: www.hospiz-koepenick.de

Spenden für das Hospiz

Unser Hospiz finanziert sich dadurch, dass die Krankenkassen nach einer entsprechenden Kostenzusage 95 Prozent der Kosten übernehmen, 5 Prozent der Kosten müssen wir selbst aufbringen. **Deshalb sind wir auf Ihre Spenden angewiesen.**

Spenden können **direkt an das Hospiz erfolgen oder auch an den Förderverein beneficio e.V.**, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Hospiz der DRK Kliniken Berlin | Köpenick in seiner Arbeit zu unterstützen. Sowohl das Hospiz als auch der Förderverein werden regelmäßig einmal jährlich über die Spenden und deren Verwendung berichten.

Spenden für das Hospiz sollten sich auf Geld- und Zeitspenden beschränken. Wollen Sie sich mit einer Sachspende engagieren, bitten wir Sie unbedingt um vorherige Kontaktaufnahme mit der Leitung des Hospizes, damit geklärt werden kann, ob für die von Ihnen beabsichtigte Sachspende Bedarf besteht.

Spendenquittungen für Geldspenden werden automatisch ausgestellt, wenn Sie uns Ihre Kontaktdaten mitgeteilt haben.

Bankverbindung für Ihre Spenden

HypoVereinsbank
 IBAN DE03 1002 0890 0020 5931 05
 BIC HYVEDEMM448
 Verwendungszweck: Spende Hospiz

Ansprechpartner

Für Information, Beratung und Anmeldung
Karin Lietz
Sozialarbeiterin
 Telefon: (030) 3035 - 3443
 E-Mail: k.lietz@hospiz-koepenick.de

Franziska Irmischer
Pflegerische Leitung
 Telefon: (030) 3035 - 3441
 E-Mail: f.irmscher@hospiz-koepenick.de

Frank Armbrust
Hospizleiter
 Telefon: (030) 3035 - 3445
 E-Mail: f.armbrust@hospiz-koepenick.de

Impressum

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt:
 DRK Kliniken Berlin
 Stabsstelle Unternehmenskommunikation
 Romina Rochow, Leiterin
 Spandauer Damm 130, 14050 Berlin
 Telefon: (030) 3035-5071
 E-Mail: r.rochow@drk-kliniken-berlin.de

Konzept, Redaktion und Gestaltung:
 Uwe Baumann
www.ortszeitmediale.de

3. Ausgabe | Redaktionsschluss:
 15. Juni 2018
 Alle Rechte vorbehalten.



Für den Druck des Hospiz-Magazins wurden 100 Prozent recyceltes Altpapier verwendet und mehrere Bäume gepflanzt.



DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick



Als Kind mochte ich die
Schaukel in Omas Garten.
Es schien, als hätte ich nur
hoch genug schwingen
müssen, um auf einem
Stern zu landen.

Martha Ritter